

6.1 »Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...«

Zum sprachlichen Kompromiss zwischen ›Toleranznorm‹
und Ausschlussbegehren

Grundsätzlich sind wir eigentlich aufgeschlossen, dass wir Migranten nehmen, [...] aber [...] sind die Patienten einverstanden, dass ich Migranten einsetze. Können die Deutsch sprechen?
Sabine Hoffmann, Pflegedienstleitung, 48 Jahre

[U]nd eben, wie gesagt, eine große Sprachbarriere [...] [a]ber [...] ich bin da eigentlich recht offen, was das betrifft auch für die Zukunft.
Silvia Meyer, Pflegedienstleitung, 55 Jahre

Also ich, ich steh dem ganzen Thema eigentlich relativ offen gegenüber, [...] aber dass, wenn die [Geflüchteten] dann hier ankommen und auch selber pflegen, [...] dass die das psychisch ja gar nie so hinkriegen, ne?
Katja Eberhardt, Pflegefachkraft, stellv. Pflegedienstleitung, 33 Jahre

[U]nd [da]durch, dass man ja immer hört, dass jetzt mehr Straftaten kommen [...] eben vieles von Ausländern produziert wird [...], aber wie gesagt, ansonsten bin ich eigentlich nie fremdenfeindlich (lacht), aber weil die Welt eben so unsicher geworden ist [...].
Anna Fischer, Pflegehelferin, 59 Jahre

Ich habe nichts gegen Ausländer und ich bin auch nicht ausländerfeindlich, aber erst der Deutsche.
Horst Seiferth, zu Pflegender, 60 Jahre

Ich bin eigentlich weltoffen, ich bin eigentlich für alles zugänglich, [...] aber Pflege zu Hause ist eben schwer mit dem Waschen [durch als Schwarz gelesene Pfleger].
Margarethe Peters, zu Pflegende, 79 Jahre

[S]onst hab ich den Eindruck, dass sie also, so sag ich mal, Frauen gegenüber etwas gering-schätzig sind. Also, da hätte ich glaub ich Probleme, wenn da junge [als arabisch/muslimisch gelesene] Männer kämen, aber [...] ich bin eigentlich erst mal offen für alles [...].
Isolde Kahlbach, zu Pflegende, 87 Jahre

Prinzipiell ist eigentlich gegen den Einsatz von Migranten nichts zu sagen, [...] aber es gibt auch Situationen, [...] der war Afrikaner, der war wirklich schwarz [...] und eben so sehr dunkelhäutig, dass die Menschen erstmal HHHHH (Erschrecken) Habachtstellung gekriegt haben [...].
Doris Jung, Pflegefachkraft, 62 Jahre

»Grundsätzlich sind wir eigentlich aufgeschlossen, aber ...«; »ich bin eigentlich recht offen, aber ...«;
»ich bin eigentlich weltoffen und eigentlich für alles zugänglich, aber ...«; »ich bin eigentlich nie fremdenfeindlich, aber ...«; »ich hab nichts gegen Ausländer, und ich bin auch nicht ausländerfeindlich, aber ...«. All dies sind sprachliche Handlungen¹, die mir in den Gesprächen mit den

1 Mit der Begriffskontur ›sprachliche Handlung‹ in Anlehnung an John L. Austin (2019) impliziere ich, dass in den zu analysierenden Äußerungen nicht nur sprachlich Inhalte transportiert werden,

weißen, deutschen Feldakteur*innen – primär zu Beginn meiner Feldarbeit – begegnen und die eine auffallende Kongruenz aufweisen: Offenheit und Interesse werden gegenüber der Zusammenarbeit mit als migrantisch gelesenen Pflegekräften als gegeben und gültig gesetzt und doch sogleich wieder Einschränkungen oder Problematisierungen unterworfen.

So war der Beginn meines forschersischen Tuns von dem Eindruck begleitet, mit meinem Forschungsinteresse bei den Sprecher*innen auf ein Unbehagen gestoßen zu sein. Ein Unbehagen, das sich zumeist in den auf das »aber« folgenden Worten manifestierte und das die vermeintliche Aufgeschlossenheit ins Wanken brachte, relativierte und banalisierte angesichts der mir begegneten Fülle an Einwänden: *mit einem Pflege-Crashkurs könnte ich es mir vorstellen, aber die Sprache ist wichtig; manche sind lernfähig und engagiert, aber die Einarbeitungszeit wird zu lange sein und die Sprachbarriere ist nach wie vor; der ist ja eigentlich deutsch, aber so mit der schwarzen Hautfarbe, wie das bei den Patienten ankommt.*

Handelt es sich hierbei um meine individuelle Einschätzung oder können Aussagen wie »Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...«² auch einen bestimmten gemeinschaftlichen und gesellschaftsbezogenen Zweck verfolgen?

Um auf diese Frage eine erste Antwort zu finden, werfe ich zunächst einen Blick zurück auf meine ersten Schritte im Forschungsfeld. Der telefonischen und persönlichen Vorstellung meinerseits sowie meines Forschungsinteresses in den jeweiligen Einrichtungen der ambulanten Pflege und in den privaten Wohnungen der zu Pflegenden folgten Terminvereinbarungen für vertiefende Gespräche. Die zunächst noch in Anlehnung an Witzel durchgeführten »problemzentrierten Interviews« (Witzel 2000) bzw. »themenzentrierten Gespräche« mit den weißen, deutschen Pflegedienstleitungen und Pflegekräften eröffnete ich, situationsangemessen leicht modifiziert, mit folgender Einstiegsfrage:

Wir sprachen ja bereits darüber, dass wir heute über die Zusammenarbeit mit Migrantinnen und Migranten sprechen möchten, hier als Kolleginnen und Kollegen bzw. als Pflegerinnen und Pfleger im Pflegedienst. Mich interessiert, welche Erfahrungen Sie bisher dazu gemacht haben und welche Gedanken Sie zu diesem Thema haben. Ich werde Ihnen in Ruhe zuhören und später die Fragen stellen, die bei mir dazu im Gesprächsverlauf aufkommen werden. Bitte nehmen Sie sich ausreichend Zeit.

Ein daraufhin zumeist nicht lang auf sich warten lassendes »Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...« und/oder dessen Variationen und somit eine von den Sprecher*innen als geboten eingestufte Selbstinszenierung als »weltoffen« und »zugänglich« bei gleichzeitig kontinuierlicher Problematisierung dieser Zusammenarbeit im Gesprächsverlauf bedarf der Reflexion äußerst potenter Kontextfaktoren bzw. Situationsbedingungen.

sondern diese immer schon von einem zu interpretierenden Kontext, von Wissen, Zweck oder Absicht durchwirkt sind.

- 2 In der rassismuskritischen Wissenschaft werden derlei Sprachhandlungen als (alltags-)rassistische Praktiken markiert (etwa Memmi 1992: 198; van Dijk 1992; Osterkamp 1997: 104; Kilcher 2007b: 106; Marschke/Brinkmann 2015; Frieze 2021). Eine rassismuskritisch informierte Analyse dieser Sprachhandlungen unter Einbezug funktional-pragmatischer Sprachbetrachtungen und selbstreflexiver Perspektiven, wie es dieses Kapitel unternehmen wird, ist mir nicht bekannt.

Spätestens mit dem Einsetzen der transkontinentalen Fluchtbewegungen post 2015 ist die eigene Positionierung zu Zuwanderungsfragen zu einer neuen und doch altbekannten, reaktualisierten ›Gretchenfrage‹ avanciert. Seitdem präsentiert sich der Diskurs um Zuwanderung (nicht nur) im Kontext ›Ostdeutschland‹ – so ist nun aus Kapitel 4 bekannt – als stark affektiv aufgeladen, wobei ein Trend zu binären Oppositionen und Positionierungen zu beobachten ist. Eine offene Aussprache von Unbehagen und Widerständen kann dabei nicht in jedem Kontext vorgenommen werden, auch wenn post 2015 eine deutliche Ausweitung der Grenzen des Sagbaren im öffentlichen Diskurs zu beobachten ist (Friese 2019: 35). Wenn die oben genannte Frage nun von einer Sozialwissenschaftlerin und Sozialarbeiterin gestellt wird, zu der noch keine solide Vertrauensbasis aufgebaut werden konnte und deren Positionierungen zum Thema von Interesse nur angenommen werden können, kann der Kontext als besonders heikel oder für meine Gesprächspartner*innen als Vorsicht gebietend interpretiert werden.

Von einer solch panoptischen (vgl. Foucault 1994: 221, 251–263) gesellschaftlichen Reglementierung, die die Praktiken der Menschen entschieden beeinflusst, erfuhr ich, als ich mich zum Ende meiner Feldarbeit in freundschaftlicher Geste und in nunmehr vertrauterer Atmosphäre mit der Pflegerin Anna Fischer traf:

A: [...] Und bei solchen Leuten, die jetzt wirklich anderer Meinung sind [pro Zuwanderung], muss man dann auch ein bisschen vorsichtig sein, die quatschen dann ja auch schlecht über einen, wenn man denen so direkt sagt, dass man »fremdenfeindlich« (zeigt Gänsefüßchen mit den Händen) ist, was man ja eigentlich nie ist, aber die reden dann eben schlecht über einen [...] man muss immer tüchtig abwägen, wem man was erzählt.

I: Also, dass du das jetzt nie so magst, dass so viele Ausländer kommen, das würdest du jetzt nicht jedem erzählen?

A: Richtig, ganz genau. Dass man das nicht möchte, das kann man nie jedem erzählen, weil viele ja auch anders denken. Die wollen die Stadt bunt haben, alles bunt haben (abschätzig), ja bunt ist schön, aber es muss auf dem Teppich bleiben, das ist das Problem [...].

Anna Fischer

Dass sich Anna Fischer – nach wiederholten (Kennlern-)Gesprächen und der Begleitung ihres Arbeitsalltages – dazu entscheiden konnte, mir möglichst offen ihre Einsprüche und Einwände kundzutun, zeigt einerseits die Bedeutsamkeit und Notwendigkeit eines Vertrauensaufbaus an, um als derart heikel eingestufte Themen ohne ›Gesichtsverlust‹ besprechen zu können.³ Andererseits wirft dies ein weiteres Mal die Frage auf, inwieweit ich den Eindruck erweckte, ihre Positionierungen zu teilen, da ich – wie bereits in den Kapiteln 3.2 und 5.1 reflektiert – den als rassistisch zu bewertenden Aussagen in situ nicht widersprach; vielmehr elizitierte ich sie. Die dargelegte konsenskonstituierende und gruppenbegründende Wirkung der Abtönungspartikeln (vgl. Lütten 1979, siehe Kapitel 5.1), die in den Gesprächen meinerseits nicht herausgefordert, sondern affirmiert wurde, demaskiert sich hier einmal mehr. So wurde auch ich – bis zu einem gewissen Maß – nach und nach zur Komplizin. Aussagen wie »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« kennzeichnen also vordergründig meine ersten, noch unsicherheitsbehafteten

3 Hierzu siehe die Ausführungen zur Veränderung meiner Gesprächsführung in Kapitel 3.2.

ten Begegnungen mit den weißen, deutschen Sprecher*innen, bei denen noch kaum ein Vertrauensverhältnis bestand.

Mittlerweile besteht in der sozialpsychologischen Forschung der Konsens, dass Menschen in der sozialen Interaktion dazu neigen, ihren – vor allem noch eher fremden – Gesprächspartner*innen einen möglichst positiven Eindruck von sich zu vermitteln, oder zumindest versuchen, einen negativen Eindruck zu vermeiden (van Dijk 1992: 89–90; vgl. dazu etwa Goffman 1959: 1–16). Als ›intolerant‹ oder ›fremdenfeindlich‹, gar ›rassistisch‹ positioniert zu werden, stellt für die Mehrheit der Bevölkerung ein schmähhches Urteil dar (van Dijk 1992: 90). So kann reflektiert werden, dass auch meine Gesprächspartner*innen eine solche Wertung zumindest so lange zu vermeiden versuchten, wie sie eine Diskreditierung meinerseits fürchteten und bei ihnen Unklarheit darüber herrschte, inwiefern artikuliert Ablehnung – Rassismus – auf Einspruch meinerseits stoßen würde. Denn je ausgeprägter die diskursive Norm gegen Diskriminierung und Rassismus ist bzw. erwogen wird, desto mehr Menschen neigen dazu, auf Verleugnung (›denial of racism‹) zurückzugreifen und sich selbst Toleranz zu attestieren (ebd.: 92). Dabei weist die moralische Dimension der Verleugnung soziale Präsuppositionen – wie eine potenziell mir als Soziarbeiterin und Sozialwissenschaftlerin zugewiesene Positionierung zum Thema von Interesse – auf. Folglich ergibt es keinen Sinn, als ›intolerant‹ oder ›rassistisch‹ eingeschätzte Praktiken zu leugnen, wenn angenommen werden kann, dass das Gegenüber mit den eigenen Ansichten übereinstimmt (ebd.: 94). Daher versteht van Dijk *das Leugnen* als ein entscheidendes Merkmal impliziter rassistischer Praktiken (ebd.: 87). Leugnungspraktiken können sodann durch charakteristische – sich zu tarnen versuchende – ›Ablehnungshinweise‹ (›disclaimers‹) wie »I have nothing against blacks, but ...« (ebd.) angekündigt werden. Die Strategie ist dabei eine doppelte: positive, gesichtswahrende Selbstpräsentation bei gleichzeitig subtiler, aber negativer oder problembehafteter Darstellung der ›anderen Gruppe‹ (ebd.: 88–89).

So kann nun angenommen werden, dass Aussagen wie »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« auf eine dauerhaftere und grundsätzlichere Aversion verweisen, als es zunächst den Anschein hat (ebd.: 90).⁴ Sie können also als ein Ablehnungshinweis bzw. als eine Praxis zur Leugnung der Ablehnung verstanden werden. Diese sozialpsychologisch informierten Ausführungen van Dijks lassen sich durch sprachwissenschaftliche Theoriebezüge stützen. Nachfolgend rekurriere ich in diesem Zusammenhang auf

4 In Aussagen wie der von Anna Fischer – »*Ich bin nicht fremdenfeindlich, aber ...*« – kann das Leugnen noch als wesentlich offensichtlicher interpretiert werden, da die Positionierung als nicht fremdenfeindlich nicht durch ›Beweise‹ gestützt wird, die erkennen lassen würden, dass der oder die Sprecher*in tatsächlich nichts gegen ›Fremde‹ hat (van Dijk 1992: 98–99). In Aussagen wie »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« vollzieht sich das Leugnen insofern subtiler, als gesichtswahrende Elemente hinzugefügt werden, die eine Toleranznorm bedienen. Diesem Muster folgen auch sprachliche Handlung wie die von Doris Jung: »*Prinzipiell ist eigentlich gegen den Einsatz von Migranten nichts zu sagen, [...] weil wir haben schon vorher gute Erfahrungen gemacht mit einer Kollegin auch von den Philippinen. [...] [A]ber es gibt auch Situationen, [...] der war Afrikaner, der war wirklich schwarz [...], dass die Menschen erstmal HHHHH (Erschrecken) Habachtstellung gekriegt haben [...]«*). Hier geht die Leugnung zusätzlich mit einer eingeschränkten sozialen Akzeptanz (Pflegekräfte von den Philippinen) einher.

die sprachphilosophischen Überlegungen John L. Austins (2019) und funktional-pragmatisch informierte Bedeutungs- und Funktionsbeschreibungen der Wörter ›eigentlich‹ und ›aber‹, die ich darüber hinaus in ihrem Zusammenwirken mit den bereits eingeführten Abtönungspartikeln analysieren werde.

Austin bietet mit der Sprechakt- oder Sprechhandlungstheorie (»How to Do Things with Words«) eine theoretische Perspektive, um zu verstehen, warum Menschen mit ihren Äußerungen nicht nur beschreiben oder Informationen kundgeben, sondern auch sprachliche *Handlungen* vollziehen. Dazu unterteilt Austin den Sprechakt in drei funktionale Bestandteile: den lokutionären, den illokutionären und den perlokutionären Akt (Austin 2019: 8–9).⁵

Der lokutionäre Akt einer Aussage bezieht sich auf die Handlung des ›Etwas-Sagens‹ (ebd.: 112–113). Wenn also ein*e Sprechende*r meint, *eigentlich aufgeschlossen* zu sein und einen konzessiven Nebensatz anschließt, wird dies von der hörenden Person zunächst auf einer inhaltlichen, informativen Ebene aufgenommen, weil (bzw. wenn) die Äußerung semantisch, grammatikalisch und phonetisch verständlich ist.

Erst die zweite Ebene – der illokutionäre Akt – kennzeichnet die durch Sprache vollzogene Handlung, den Handlungszweck oder die Handlungsabsicht, und bezieht den Kontext, in dem gesprochen wird, und damit auch außersprachliche Mittel wie Mimik, Gestik und Betonung mit ein (ebd.: 8–9, 116–118). Über die Illokution erfahren bzw. interpretieren die Hörenden, wie die Aussage der Sprechenden zu verstehen ist. Im vorliegenden Kontext muss also die sprachliche Handlung »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« – wie expliziert – vor einem wirkmächtigen Kontext gelesen werden, der durch gesellschaftspolitische Aufladungen, binäre Oppositionen und normative Erwartungen charakterisiert ist. Es kann also behauptet werden, dass ein*e Sprechende*r mit der sprachlichen Handlung »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« un/bewusst ein Ausschlussbegehren zu artikulieren versucht. Um dies eingehender bewerten zu können, werde ich anschließend einen sprachwissenschaftlich, funktional-pragmatisch informierten Blick auf die Illokution dieser Sprachpraxis und auf die Wörter ›aber‹ und ›eigentlich‹ werfen.

Die dritte und letzte Ebene einer sprachlichen Handlung – der perlokutionäre Akt – bezieht sich nach Austin auf (un-)beabsichtigte Folgen und die Reaktionen bei dem*r Empfangenden, dem Erzielen einer potenziellen Wirkung. Austin fragt danach, welche Wirkung die Äußerung beim Gegenüber auslösen *soll* und welche Wirkung tatsächlich ausgelöst wird (perlokutionärer Effekt), da dies Folgen für den weiteren Handlungsverlauf hat (ebd.: 118–120), obschon der perlokutionäre Akt von den Sprechenden nicht gänzlich beeinflusst (Ehrhardt/Heringer 2011: 60–61) und sprachwissenschaftlich kaum expliziert werden kann. Dass ich als Hörerin der sprachlichen Handlung »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« und ihrer Variationen jedoch eine Ablehnungsabsicht und eine ausschließende Wirkung verstehen konnte, obgleich der Ausschluss mich

5 John R. Searle, der an die Arbeiten Austins anknüpft, unterteilt die sprachliche Handlung in vier Teilakte. Den lokutionären Akt gliedert er in einen Äußerungsakt und einen propositionalen Akt auf (Searle 1971). Da dies den hier interessierenden illokutionären und perlokutionären Akt nicht betrifft, wird auf seine Weiterführungen nicht eingegangen.

nicht direkt betrifft, wird nachfolgend einer selbstreflexiven, autoethnografischen Auseinandersetzung mit meinen Empfindungen als Hörerin im Feld, dem perlokutiven Effekt, bedürfen. Zunächst sind aber die Illokution und die funktional-pragmatischen Funktionsbeschreibungen der Wörter ›aber‹ und ›eigentlich‹ zu betrachten.

Grundsätzlich nimmt das Wort ›aber‹ – im Verwendungszusammenhang von »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« – die Funktion einer einfachen Konjunktion ein und dient der »Strukturierung von Erwartungen im Zusammenhang von Wissensextrapolationen« (Redder 2009: 506); es vollzieht eine »Erwartungsumlenkung« oder einen »Erwartungsschwenk« (ebd.) – »[w]as nicht bruchlos mental zu rezipieren ist, wird durch eine Erwartungsumlenkung mittels *aber* für die hörerseitige Wissensintegration kompatibel zu machen versucht« (ebd.: 514, Hervh. im Orig.). Auf der Ebene der Illokution – so beschreibt Ehlich unter funktional-pragmatischen Gesichtspunkten – kann ›aber‹ die Funktion einnehmen, einen *Widerspruch* vorzubringen, das Vorerwähnte zu berichtigen oder einzuschränken (Ehlich 1984: 147). Mit der Verwendung des Wortes ›aber‹ bietet der*die Sprechende also einen Ersatz für eine nicht oder nur eingeschränkt erfüllbare Erwartungshaltung auf Hörer*innen-Seite an (Heidolph/Flämig/Motsch 1981: 783).

Die Partikel ›eigentlich‹ kann in der Sprachwissenschaft zu den Abtönungspartikeln gezählt werden. Unter funktional-pragmatischer Perspektive erkennt Andrea Schilling in der sprachlichen Verwendung dieser Partikel ebenso das Anzeigen einer *Widersprüchlichkeit* oder *Disparität im Wissen* der Sprecher*innen (Schilling 2007: 145). Indem also mit ›eigentlich‹ das Ergebnis eines Wissensabgleiches verbalisiert wird, eröffnet sich die Möglichkeit, das widersprüchliche Wissen in der weiteren Interaktion zwischen Sprecher*in und Hörer*in diskursiv zu bearbeiten (ebd.).

Vor diesem Hintergrund erschließen sich neue Aspekte der Aussage »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*«. Handeln die Sprechenden in dieser Form, dann geben sie von sich preis, dass verglichen mit dem Satz »*Ich bin aufgeschlossen*« ein Widerspruch aufgetreten ist, den sie mit dem Wort ›eigentlich‹ ankündigen und im ›aber‹ explizieren. Folgender Satzvergleich soll dies verdeutlichen:

- (1) Ich bin aufgeschlossen.
- (2) Ich bin eigentlich aufgeschlossen.

Die Äußerung in Satz (1) ohne Partikeln ist nicht abgetönt und damit kontextunabhängiger. Durch das Wort ›eigentlich‹ wird in Satz (2) also ein deutlicher Bezug zum Kontext hergestellt. Der*die Sprecher*in möchte das eigene Aufgeschlossensein als kommunikativ gegeben und pragmatisch präsupponiert angesehen wissen, räumt aber weitere in ihm*ihre existierende Wissens Elemente ein, die diese Präsupposition einschränken. Grundsätzlich veranschaulicht die Erwähnung dieser partikelhaltigen Äußerung also, dass die Proposition »*Ich bin aufgeschlossen*« in der gegenwärtigen Gesprächssituation als relevant erachtet wird und geäußert werden möchte (hier: normative Erwartungen; vgl. Schilling 2007: 148) – nicht zuletzt, da die Gespräche anschließend eine dominante Problematisierung einer möglichen Zusammenarbeit mit als Schwarz und/oder muslimisch gelesenen Anderen verfolgen. Die funktional-pragmatische Funktionsbeschreibung von ›eigentlich‹ stärkt somit die Interpretation, dass die Sprecher*innen es in einem Gespräch über Zuwanderung (und mit einer Sozialwissenschaftlerin) für geboten

halten, Aufgeschlossenheit als gegeben vorzuhalten beziehungsweise das eigene Gesicht zu wahren (van Dijk 1992). Dem mit der Konjunktion ›aber‹ eingeleiteten nachfolgenden Teilsatz kommt dann wiederum die Funktion zu, die Gründe für den Einwand zu transportieren. Den Hörenden können diese noch nicht bewusst sein und so wird die Diskontinuität der ausgebildeten Erwartungen bearbeitet. Der Satz mit ›aber‹ liefert folglich das relevante Wissen nach, der Widerspruch und die Einschätzungsdifferenz werden bearbeitet (Schilling 2007: 145–146).

Bemerkenswerterweise geschieht dies häufig unter Verwendung der gruppen- und konsenskonstituierenden sprachlichen Mittel ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹, die den Hörenden suggerieren, dass sie die Gründe *ja*, *doch* oder *eben* schon kennen (Lütten 1979: 32–34). Die anschließende Passage illustriert, wie die Partikel ›eigentlich‹ und die Konjunktion ›aber‹ mit den wissensbezogenen Abtönungspartikeln zusammenwirken können:

S 1: Richtig, ganz genau. Dass man das nicht möchte[^f, dass viele ›Ausländer‹ kommen], das kann man nie jedem erzählen, weil viele ja (1) auch anders denken. Die wollen die Stadt bunt haben, alles bunt haben (abschätzig), ja (2), bunt ist schön, aber (3) es muss auf dem Teppich bleiben, das ist das Problem und [da]durch, dass man ja (4) immer hört, dass jetzt mehr Straftaten kommen, weil man hört ja (5) so vieles in den Nachrichten, dass es eben (6) vieles, nie nur, aber eben (7) vieles von Ausländern produziert wird, weil die haben ja (8) eine ganz andere Kultur, die kommen in eine ganz neue Welt und die probieren sich ja (9) dann aus und dass das zum Teil auch strafbar ist, das begreifen die ja (10) auch erst gar nie richtig, dass ist ja (11) genauso wie Wohnungen, wer kennt denn eine Wohnung von den Negern, sag ich jetzt mal, die haben ja (12) Blockhütten oder was weiß ich wo, wo die wohnen, in Zelten und kommen dann in eine Wohnung. Kennen die doch (13) alles gar nie. Sich dem einzuordnen und einzu-fügen, schwierig für diese Leute. [...]

S 2: aber wie gesagt, ansonsten bin ich eigentlich nie fremdenfeindlich (lacht),

S 3: aber weil die Welt eben so unsicher geworden ist, ist schwierig alles (lacht unsicher).

Anna Fischer

Im ersten Segment (S) der sprachlichen Handlung und mit der Verwendung der ersten Partikel ›ja‹ setzt Anna Fischer ein allgemein geteiltes Wissen zwischen ihr und mir voraus, das gesamtgesellschaftlich binäre Diskurspositionen zum Zuwanderungsdiskurs – einen ›Problem‹- und einen ›Willkommens‹-Diskurs – einschließt. Nachfolgend wirbt sie um Verständnis für ihre Abneigung gegen die von ihr so empfundene Zunahme an ›Ausländern‹, indem sie herkunftsbezogene Diversität – gesichtswahrend – gutheißt (›ja, bunt ist schön« [2]), dieses Gutheißens aber sogleich wieder einschränkt, da herkunftsbezogene Diversität nur in einem gewissen Rahmen zu akzeptieren sei (›aber es muss auf dem Teppich bleiben« [3]). Hierauf löst sie den im Hörer*innenwissen entstandenen Widerspruch auf, indem sie erneut ein als gesellschaftlich geteilt unterstelltes – und ein als rassistisch zu bewertendes – Wissen nachliefert, das plausibilisieren soll, weshalb die Anzahl an ›Ausländern‹ begrenzt werden müsse: Über die ›Ausländer‹ höre man viel Negatives, insbesondere strafrechtliche Handlungen (4–7), was in sich zu stark unterscheidenden Kulturen begründet liege (8); die ›Ausländer‹ würden sich kindlich naiv verhalten (9–10); seien unzivilisiert und rückständig (11–13).

Insgesamt verwendet Anna Fischer im gesamten Segment 1 zwölfmal die wissensbezogenen Partikeln ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹. Über diese engagierte Arbeit an einer ge-

meinsamen Wissensbasis bezweckt sie (vgl. dazu Kapitel 5.1), Plausibilität für ihre Positionierung zum ›Fremden‹ herzustellen.⁶ Die exponierte Verwendung dieser Partikeln kann – in Kombination mit der Äußerung rassistischer Wissensbestände – somit auch als *tastend* interpretiert werden. Anna Fischer lotet aus, wie ›weit‹ – im Sinne von sich von der Toleranznorm entfernend – sie mit ihren Äußerungen bei mir als Gegenüber gehen kann, bis sie auf Widerstand oder Einspruch stößt. Da – wie bereits reflektiert – im Verlauf des Gesprächs kein Einspruch meinerseits erfolgte, können die von ihr unterstellten Präsuppositionen sukzessive als gemeinsam geteiltes Wissen assertiert werden.

Trotz der Aktivierung eines (rassistischen) Wissens auf meiner Hörerin-Seite – habe ich ihre Aussagen doch sehr wohl verstanden – und ihres mir entgegengebrachten Vertrauens, für eine relativ offen geäußerte Ablehnung nicht sanktioniert zu werden, existiert für Anna Fischer keine absolute Sicherheit hinsichtlich meiner Position oder meiner ›Gruppenzugehörigkeit‹, weshalb es ihr geboten scheint, ihre Selbstwahrnehmung oder -darstellung nochmals zu bekräftigen: »*aber wie gesagt, ansonsten bin ich eigentlich nie fremdenfeindlich (lacht)*«. Mit dem »*aber*« und ihrer Distanzierung von der Fremdenfeindlichkeit (S 2) vollzieht sie eine Erwartungsumlenkung und es kommt zu einem Bruch in ihrer Erzählung. Vor dem Hintergrund des zuvor explizierten Wissens werden die Erwartungen der Hörenden nicht bedient. Dieser mentale Widerspruch bedarf einer Thematisierung bzw. Auflösung, die sie mit dem Wort »*eigentlich*« und einem Lachen bereits ankündigt. Obschon Anna Fischer sich anschließend nicht bemüht, Argumente nachzuliefern, die dafür sprechen, dass sie nicht ›fremdenfeindlich‹ ist, was – nach van Dijk (1992: 98) – als offensichtlicher Ablehnungshinweis interpretiert werden kann, fühlt sie sich dennoch in der kommunikativen Verantwortung, den Widerspruch zumindest ansatzweise zu bereinigen. Dies vollzieht sie, indem sie in S 3 für die problematisierenden – ›fremdenfeindlichen‹ – Aussagen wiederkehrend um Verständnis wirbt. Mit der Aussage »*aber weil die Welt eben so unsicher geworden ist, ist schwierig alles (lacht unsicher)*« sollen letztendlich weitere konsensfähige und so die Ablehnung plausibilisierende Wissensordnungen (›*eben*«; Storz 2017) aktiviert werden. Etwaige aufkommende Bewertungen als ›rassistisch‹ oder »*fremdenfeindlich*«, wie es heißt, sollen so gegen die Sprecherin nicht zählen.

Vor dem Hintergrund dieser funktional-pragmatisch informierten Interpretation der Illokution von »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« und »*ich [bin] eigentlich nie fremdenfeindlich, aber ...*« können diese sprachlichen Handlungen im Zusammenspiel mit den Abtönungspartikeln ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹, die – wie im vorangegangenen Beispiel dargestellt – auf rassistische Wissensbestände rekurren, als rassistische Ablehnungs- und Ausschlusspraktiken verstanden werden.

Ob die von ihnen verfolgten Absichten oder sprachlichen Zwecke auf meiner Hörerin-Seite auch entsprechende perlokutive Wirkungen und Effekte nach sich ziehen, kann

6 Dass für Anna Fischer keine absolute Sicherheit darüber herrscht, inwieweit ich ihre Einschätzungen teile, zeigt sich zusätzlich in der Aussage »*wer kennt denn eine Wohnung von den Negern, sag ich jetzt mal*«. Unsicherheitsmarkierte Aussagen wie ›ich sag mal so‹ oder ›sag ich jetzt mal‹ bilden sogenannte ›Diskursmarker zur Verzögerung‹ (Auer/Günther 2005: 345) und können als Strategie gelesen werden, vorausgehende oder nachfolgende kritische Aussagen oder Evaluationen abzuschwächen, um sich gegen Verurteilung abzusichern (ebd.).

über sprachwissenschaftliche Perspektiven nicht erschlossen werden, weshalb ich die vorausgegangenen Ausführungen mit (selbst-)reflexiven und autoethnografischen Elementen verbinde.

[A]ber sie [migrantische Pflegekräfte] müssen »gut« schreiben können, aber die Patienten müssen die »Migranten« wollen, aber eine Einarbeitung würde zu viel Zeit kosten ... aber, aber, aber ... Ich fühle mich geschlagen, als ich nach Hause [gehe]. Mir ist flau im Magen. Die »abers« hallen beschwerlich in meinem Kopf nach. Ich fühle mich von all den Problemen fast überzeugt oder geschlagen. Es gibt offenkundig zu viele Probleme bei »dieser« Zusammenarbeit. Ein Problem folgt dem nächsten. Wo ist die weiße Fahne [für dieses Vorhaben]? Ich fühle mich gelähmt und handlungsunfähig, als ich wieder zu Hause [ankomme]. [W]arum fühle ich mich dermaßen verletzt? Es geht [eigentlich] nicht um mich. Aber irgendwie fühle ich mich belächelt. Mache ich mich lächerlich mit der Beforschung dieser Thematik? Es scheint ja sonnenklar zu sein, wie viele Probleme eine solche Zusammenarbeit aufwirft. Nur mir anscheinend nicht. [D]ie Frage heute wieder im Anschluss an das Gespräch: »Wie kommt man denn auf so ein Thema?« [Das] war ein erneuter Schlag in die Magengrube. Bin ich denn tatsächlich von allen guten Geistern verlassen? Ich spüre Interesse an meiner Person und blicke in offene Gesichter, solange wie die Thematik, die ich beforsche, noch nicht ausgesprochen ist. Niemand scheint mein Thema [dann noch] zu mögen. [Mittlerweile fällt es mir schwer,] selbstbewusst meinen inhaltlichen Forschungsschwerpunkt auszusprechen. Die Worte kommen mir immer schwerer über die Lippen. [I]ch scheine eine imaginäre Seite zu wechseln, wenn ich nur das Thema ausspreche. In diesen Momenten fühle ich mich ausgeschlossen, unnormal, anders, oft auch irgendwie gefährlich. Ich ernte Blicke, die Achtsam- und Wachsamkeit ausstrahlen, Skepsis. Bin ich jetzt plötzlich falsch oder das Thema? Oder bin ich das Thema? Werde ich zum »Ausländer«?

Memo Selbstreflexion am 14.11.2018

»Fühlt sich Ausschluss so an?« lautete die Frage, mit der ich meinen Tagebucheintrag beendete. Beständig geäußerte Ablehnungs- und Ausschluss Hinweise – die »Aber«-Verbindungen – ließen mich also vorläufig bilanzieren, dass zu viele Aspekte gegen eine Zusammenarbeit primär mit den problematisierten als migrantisch gelesenen Pflegekräften sprechen. Zusammenarbeit schien mir so, umspinnen von diesen »Aber«-Konstruktionen und den in den Gesprächen als geteilt unterstellten Wissensbeständen, sukzessive als ein unmögliches »Unterfangen«. Die vielfache Verwendung wissensbezogener, konsenskonstituierender Abtönungspartikeln gab mir zu verstehen, was ich ohnehin schon wusste oder zumindest wissen sollte:

»und dann muss man eben auch gucken, machen sie auch alles, sind die gewillt die Migranten« Sabine Hoffmann

»weil die haben ja eine ganz andere Kultur, die kommen in eine ganz neue Welt [...], das begreifen die ja auch erst gar nie richtig« Anna Fischer

»und eben so sehr dunkelhäutig, dass die Menschen erstmal HHHHH (Erschrecken) Ha-bachtstellung gekriegt haben« Doris Jung

Die Spuren und Fragmente rassistischer Diskurse umgarnten mich; von den sich daraus ableitenden ›Abers‹ fühlte ich mich auch physisch »geschlagen« und bisweilen in meiner Rolle als Forschende »belächelt« und herabgesetzt. Es ist dieser perlokutive Effekt, der anzeigt, dass sprachlichen Handlungen, wenn auch – wie in diesem Kontext – häufig gesichtswahrend kostümiert, eine verletzende Kraft gegenüber sprachlichen Wesen innewohnen kann.⁷ Sprache verfügt auch über »Körperkraft« (Gehring 2007: 213) und »[s]ofern wir Körperwesen sind, greifen die Strukturen der Welt, der Sprache und des Körpers in unseren Wahrnehmungspraktiken leibhaftig ineinander« (Çiçek/Heinemann/Mecheril 2015: 153 zur »Körperlichkeit des Sprechens«).⁸ Und so hinterließen ›bloße‹ Worte auch bei mir eine ›leibliche ›Antwort« (Gehring 2007: 221): »Mir ist flau im Magen«; der »Moment gräbt sich physisch ins Gedächtnis, aber auch in die körperlichen Reaktionen ein« (ebd.). Sprache wird demnach nicht nur akustisch verstanden; als sinnlich wahrnehmbares Verhalten und soziale Praxis wird sie auch mit der gesamten leiblichen Sinnlichkeit eines vergesellschafteten Wesens aufgenommen. »Erst die Pragmatik einer Äußerung«, so führt die Philosophin Sybille Krämer (2007: 35) aus,

wer also zu *wem* unter *welchen* Umständen *was* und vor allem: *wie* gesagt hat, kann die Verletzungsdimension einer Rede enthüllen. Verletzende Worte sind nicht einfach Bestandteil der *Sprache als System*, sondern sie sind ein Phänomen des *kulturell eingebetteten Sprachgebrauches*. (ebd., Hervh. im Orig.)

Darüber hinaus erkennt Krämer die Eigenart verbaler Verletzung gerade in der *Beschädigung* der Sprechfähigkeit des*der Anderen (ebd.: 43). Auch mir gegenüber wurden Einschränkung, Widerstand und Problembehaftung heimisch, woraufhin mir ein selbstbewusstes Ansprechen neuer Gesprächspartner*innen schwererfiel: nicht wieder diesen Ausschluss fühlen, nicht erneut in eine Gegnerschaft eingeschrieben werden. Oder gibt es doch unsinnige Forschungsvorhaben und entsprechend fragwürdige Wissenschaftler*innen? Die im Entsetzen, aber durchaus auch interessiert gestellte Frage, *wie man denn aufso ein Thema käme*, verletzte mich als Forscherin. Meinem Forschungsthema wurde Anerkennung vorenthalten; ich fühlte mich auf ein ›Anderssein‹ verwiesen, in eine Positionierung gedrängt, in der ich nicht mehr als zugehörig galt. Erfuhr ich die Diskreditierung stellvertretend für die migrantischen Pflegekräfte, die ich zum Thema machte? Wie fühlt sich rassistischer Ausschluss für die eigentlichen Adressat*innen an? »Wir würden Sie gern einstellen, aber ...«.

Manch anfängliches Entzücken über eine Promovendin und Wissenschaftlerin im Haus der ambulanten Pflegeeinrichtung verwandelte sich in Argwohn, sobald ich die – von mir zusehends so empfundene – ›Büchse der Pandora‹ öffnete. Von da an begegnete man mir mancherorts – zumindest während meiner ersten Feldkontakte – mit einer ›gebotenen Vorsicht‹. In Analogie zu der diskursiv etablierten Bedrohungsinszenierung als Schwarz und/oder muslimisch gelesener Anderer (Friese 2017: 33–45) nahm auch ich mich bzw. mein Forschungsinteresse plötzlich als bedrohlich eingestuft war.

7 Hierzu siehe auch Butler: Sprache als »die Macht zu verletzen« (Butler 2006: 9)

8 Hierzu siehe Merleau-Pontys Ausführungen zur Zwischenleiblichkeit (Merleau-Ponty 2004: 185–187).

Und so schienen die mannigfaltigen Einschränkungen, die eine Zusammenarbeit problematisieren und das Aufgeschlossenheit begrenzen, den Status quo der Nichtzusammenarbeit zementieren zu wollen. Die Absicht zur Nichtzusammenarbeit wurde mir – wenn auch indirekt – zu verstehen gegeben und übte in mir vorläufig einen wirklichkeitskonstituierenden Effekt aus.

So zeigt sich in der Kombination sprachwissenschaftlicher und selbstreflexiver Perspektiven, dass die sprachliche Handlung »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« und ihre Variationen kontextbezogen nicht nur einen Ablehnungshinweis oder eine Form von *gefühlter Ablehnung* abbilden. Sprach- wie sozialwissenschaftlich betrachtet verfolgen sie konkrete Ablehnungsabsichten bzw. -zwecke (Illokution), die in meinem Fall wirklichkeitskonstituierende Ablehnungseffekte realisierten (perlokutive Wirkung). Dabei arbeiten die Sprecher*innen un/bewusst, in jedem Fall aber wirkungsvoll und *gesprächsübergreifend* – über die permanente Voraussetzung eines konsensualen Gruppenwissen – an einer Affirmation und Nachvollziehbarkeit dieser Aussagen; sind sich doch weder Sprecher*innen noch Hörer*innen in der Regel der Wirkmechanismen sprachlicher Muster bewusst. Ein sprachlicher Aufwand, den ich als Hörerin wie einen feinen Faden mit einspinnender Wirkung erlebte. Folglich ist es im Nebel dieser Bemühungen erschwert, den Zweck der Rede zu durchschauen oder Einspruch zu erheben. Diese Redeweise erweist sich also als ein umso probateres Sprachversteck für ein als rassistisch zu bewertendes Ausschlussbegehren und so für die Rechtfertigung bisheriger und antizipierter Nichtzusammenarbeit.

Aussagen wie »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« und ihre Variationen lassen sich folglich nicht nur als eine individuelle Einstellung oder Einschätzung verstehen, sie bilden vielmehr eine sozial geteilte Praxis, ein »Lebenselixier des Rassismus« (Arndt/Ofuatey-Alazard 2011: 11). Mit Memmi soll hierzu abschließend unterstrichen sein, dass der Rassismus »ebenso eine Denk- und Sprech- wie eine Handlungsweise, eine Argumentation zur Vorbereitung einer Handlung [ist], eine Handlung, die durch eine Argumentation legitimiert wird« (Memmi 1992: 134).

Vor diesem Hintergrund lohnt es sich nun, einen Blick auf die vermeintlich plausibilisierenden Argumente bzw. Argumentationsketten zu werfen, die die pflegedienstleitenden Sprecher*innen *direkt* an die Aussage »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« anknüpften. Dazu werde ich auf den nachfolgenden Seiten eine verschobene Lesart der zum Ausdruck gebrachten Argumente – Zweifel an ausreichenden *Sprachkenntnissen* und am *Einverständnis der Kolleg*innen* sowie der *Patient*innen* – präsentieren und mich so dem subtil artikulierten Unbehagen in Form des »*aber*« ein weiteres Mal verstehend annähern.

Grundsätzlich möchte ich die im nachfolgenden Teilkapitel pointiert formulierten, kritischen Betrachtungen zur Ökonomisierung der Altenpflege als eine überindividuelle Kritik am Pflegesystem verstanden wissen. Es handelt sich um eine Kritik, die sich nicht in erster Linie an Einzelne richtet, sondern vielmehr an die dominante Entwicklungstendenz einer entgrenzten Ökonomisierung in der Altenpflege. Dass Arbeitspraktiken einrichtungsbezogen variieren und sich – trotz neoliberaler Unterwerfung – heterogen zeigen können, ist immer schon mitgedacht und soll nachfolgend nicht zur Disposition stehen.